

verleiten, den Wert der Gesundheit gering zu achten. Außerdem ist Vorsicht bei dem Versuch geboten, Krankheiten vorschnell einen Sinn zuzuschreiben. Nicht Sinnfindung in der Krankheit ist angemessen, sondern Sinnfindung aus Anlass einer Krankheit. Auf der anderen Seite sollte vor einer Überschätzung der Bedeutung derjenigen Gesundheit gewarnt werden, die unter Umständen vorschnell mit Aktivität und Leistungsfähigkeit verbunden wird. Das kann nicht nur zu einer Minderbewertung von Leistungen führen, die Kranke und behinderte Menschen täglich vollbringen, sondern nährt auch die Gefahr, die Endlichkeit und Begrenztheit menschlichen Lebens auszublenden.

B. endet im neunten Kap. (355–359) mit einem Fazit und Ausblick, in dem er noch einmal die These von der Säkularisierung der christlichen Heilsvorstellung im Paradigma der Gesundheit kritisiert, insofern Vorstellungen und Begriffe aus dem „eudämonologischen Wortfeld“ (357) einfach adoptiert werden. Hingewiesen sei auf das Zitat von Martin Honecker (358, Anm. 6): „Wie zu Beginn betont, ist für das Reden von Heil eine Dichotomie von Heil und Unheil wesentlich. Krankheit ist dann zwar ein Unglück, aber kein Unheil.“

B. führt den Leser verlässlich durch die große und bedeutende Thematik von Gesundheit und Krankheit im Kontext des Heilsverständnisses. Wenn er auch zuweilen bei den Referaten einzelner Autoren diese Thematik etwas aus den Augen verliert, so bieten doch die Zusammenfassungen und Ausblicke am Ende der Kapitel dem Leser genügend Möglichkeiten zur Orientierung. Das Buch sei Studierenden wie Lehrenden zur aufmerksamen Lektüre empfohlen. Bei einer Neuauflage wären einige Druckfehler zu korrigieren (ohne Anspruch auf Vollständigkeit auf den Seiten 22, 33, 48, 55, 67, 126, 156, 162, 201, 241, 253, Anm. 226, 265, 294, 300, 313).

J. SCHUSTER SJ

MERTES, KLAUS, *Verlorenes Vertrauen – Katholisch sein in der Krise*. Freiburg i. Br. [u. a.]: Herder 2013. 224 S., ISBN 978-3-451-34172-4.

Am 20. Januar 2010 hatte Klaus Mertes (= M.) als damaliger Rektor des Canisius-Kollegs Berlin, veranlasst durch ein Gespräch mit drei ehemaligen Schülern, einen Brief an 600 Personen gerichtet, von denen er annehmen musste, dass manche unter ihnen in den 70er- und 80er-Jahren Opfer sexualisierter Gewalt an der Schule geworden waren; er bat sie, falls dies zuträfe, sich zu melden. Damals ahnte er nicht, welche Lawine er durch diesen Brief, mit dem er dazu beitragen wollte, dass das Schweigen gebrochen wird, in Deutschland und über Deutschland hinaus auslösen würde. Das vorliegende Buch ist die tiefgehende Reflexion über die im Zusammenhang mit diesem Schritt gemachten Erfahrungen. Was bedeutet Katholischsein in dieser Krise und für den Umgang mit ihr? Der erste Teil (11–51) behandelt die Vertrauenskrise, der zweite (53–139) die Symptome des Missbrauchs von Macht, und ein dritter Teil (141–204) verweist auf Vertrauensressourcen. Im Anhang findet sich der Wortlaut des genannten Briefs (207–209).

Bereits in dem Brief hieß es: „[...] es drängt sich zugleich auch die Frage auf, welche Strukturen an Schulen, in der verbandlichen Jugendarbeit und auch in der katholischen Kirche es begünstigen, dass Missbräuche geschehen und de facto auch gedeckt werden können. Hier stoßen wir auf Probleme wie fehlende Beschwerdestrukturen, mangelnden Vertrauensschutz, übergreifige Pädagogik, übergreifige Seelsorge, Unfähigkeit zur Selbstkritik, Tabuisierungen und Obsessionen in der kirchlichen Sexualpädagogik, unangemessenen Umgang mit Macht, Abhängigkeitsbeziehungen“ (209). Die in dem Brief angesprochenen Probleme werden in diesem Buch im Einzelnen entfaltet.

Im ersten Teil über die Vertrauenskrise beschreibt M. vor allen seinen eigenen Weg zu diesen Einsichten. Gegenüber den Missbrauchsopfern haben Vertreter der Institution weitgehend versagt und eher die Täter geschützt; ihr Umgang mit der Krise war dann oft jammernd oder zynisch oder sektiererisch (17). Für die vom Missbrauch Betroffenen gehörten das Wegschauen und Weghören derer, die sie eigentlich hätten schützen müssen, zu ihrem bleibenden Schmerz (20). „Einem Opfer zuzuhören – nicht aus der beobachtenden, begleitenden oder therapeutischen, sondern aus der beteiligten, sich selbst zum System rechnenden Perspektive – bedeutet, sich einem anderen Blick auf sich selbst zu öffnen“ (21). Zu den innerkirchlichen Problemen gehört auch, dass z. B. homosexuell veranlagte Mitglieder des Klerus bisher „nicht ohne Selbstgefährdung in der

Ich-Form über ihre Sexualität sprechen können“; auch sie werden „Opfer eines ihnen auferlegten Schweigens“ (22).

Vom Leitartikler einer überregionalen Zeitung wurde der Autor ganz offen als „Verräter an der Sache der Kirche“ bezeichnet (29); andere behaupteten, seine Weise, die Opferperspektive vor die Interessen der Institution zu stellen, sei selbst nur eine verkappte Weise der Imagepflege (30). Zur selben Institution wie die Täter zu gehören heißt aber durchaus nicht, dass es sich um eine Täter-Institution wie etwa die Mafia handelt. Denn für die Kirche selbst ist der Missbrauch eine Katastrophe, während die Mafia nur Angst haben muss, erwischt zu werden (44). Sehr wichtig ist die Einsicht, dass die Entdeckung des Missbrauchs grundsätzlich die nachträgliche Erkenntnis einschließt, dass man die Symptome nicht als Symptome erkannte, obwohl man sie kannte (48). Diese Einsicht braucht man nicht zu verdrängen; sie gehört zum menschlichen Leben.

Der zweite Teil handelt vom Problem mit der Macht: „Machtmissbrauch durch sexualisierte Gewalt gegenüber Schutzbefohlenen ist der monströse Fall, der zwei Themen unübersehbar auf die Tagesordnung setzt, die schon vorher aufgrund anderer Erfahrungen in der Kirche für viele Katholiken belastet waren und sind: Macht und Sexualität.“ (55) Zu diesen Themenbereichen gehören: mangelnde Partizipation aller Getauften an der Leitung der Kirche, ungeklärte Stellung der Frau in der Kirche, Diskriminierung von Homosexuellen, Pflichtzölibat, undialogische interreligiöse Begegnung, Formen kontraproduktiven Lebensschutzes (59). Es handelt sich nicht nur um Modethemen der westlichen Welt. Zu den Krisensymptomen gehören Hasssprache, Denunziation und Taubheit. „Es gibt gegenwärtig in der katholischen Kirche ein Netzwerk von Geisterfahrern, das sich selbst immer tiefer in die eigene virtuelle Welt aus Lagertheorien, Kirchenkampfvisionen und Verschwörungstheorien verstrickt, aber zugleich Macht ausübt. Auch die Kirchenleitung lässt sich davon einschüchtern“ (61). Bisher ist ein Machtwort gegen das Denunziantenwesen unterblieben, „welches das Vertrauen und die Rechtskultur in der Kirche untergräbt“ (63). Auch gilt: „Innerkirchliches Sprechen ist oft merkwürdig blind für die Möglichkeit, dass diejenigen, über die gesprochen wird, mithören könnten“; der Autor nennt als Beispiel „in vitro“ gezeugte Kinder, Homosexuelle oder deren Eltern und Geschwister, religionsverschiedene Ehen (73). Und: „Je mehr Huldigungsgesten und Anpassung Voraussetzung für innerkirchliche Karrieren sind, desto erbärmlicher sieht die Besetzung der Leitungsposten am Ende aus. Das System schafft sich selbst immer mehr ab, je strenger und enger es seiner eigenen Logik eines kindlichen Vertrauens in ‚die da oben‘ folgt“ (80). Ein überzogenes Priesterbild besteht in der Meinung, die Priester stünden in einer „besonderen“ Nähe zu Gott. In Wirklichkeit ist Gott jedem Menschen besonders nahe (84). Es müsste die Kirche auch in höchstem Maße alarmieren, dass es Missbrauchstäter gegeben hat, die Orden und geistliche Gemeinschaften gegründet haben, und dass dann gerade solche Gruppen, in denen die Freiheit der Mitglieder eingeschränkt war, höchste kirchliche Anerkennung gefunden haben (89). Nach den Berichten von Missbrauchsoptionen hat das Gefühl, bevorzugt zu werden und etwas Besseres zu sein, oft eine große Rolle gespielt (93). „Die Aufdeckung der Missbrauchsfälle trifft die Kirche in einer Zeit, in der das kirchliche Lehramt sich in eine Situation hineinmanövriert hat, in der es mehr und mehr Gehorsamsakte verlangt und die Katholizität der Gläubigen daran festmacht, ob sie auch tatsächlich gehorchen.“ Zuspitzung von äußerer Autorität ohne überzeugende Argumente zerstört die Kirche als Gemeinschaft von Glaubenden, die einander verstehen können und einander etwas zu sagen haben; ein Beispiel dafür sind manche offizielle Äußerungen zum Thema Frauenordination (103). Mit dem sehr treffenden Wort „übergriffig“ bezeichnet der Verf. nicht nur den sexuellen Missbrauch, sondern auch Formen der Seelsorge, die versuchen, „ganz schnell ganz nah dran zu sein am anderen“ (116). Er spricht geradezu von einem Bündnis offizieller Sexualmoral mit unkeuscher Seelsorgepraxis (119). Aber wenn man allgemein in der heutigen Gesellschaft sexuelle Praktiken, denen jemand zustimmt, für problemlos hält, ist doch darauf hinzuweisen, dass Zustimmung Ausdruck von Freiheit und Liebe sein kann; sie kann aber auch „erzwungen sein, erkaufte, erschlichen“ (125). „Unkeuschheit ist Manipulation, interessegeleiteter Blick auf die andere Person, Übergehen von Schamgefühlen, Ausnutzen von Unsicherheit,

übergreifige Nähe“ (116). „Es ist eine Falle der kirchlichen Sexualmoral, dass sie wegen ihrer thematischen Verengung auf den Geschlechtsakt voyeuristische Interessen gerade auch bei denjenigen bedienen kann, die sie mit großem moralischem Pathos predigen“ (117). In der sexuellen Begegnung ist jeder Mensch Schutzbefohlener (125).

Nach der Bestandsaufnahme und der begründeten und mit vielen Beispielen belegten Kritik an den strukturellen Ursachen von Missbrauch ist zu fragen, welche Vertrauensressourcen in der Kirche bestehen. Sie liegen im Glauben an Jesus Christus. Das Katholische an der Kirche besteht in der Sicht des Verf.s in ihrer Offenheit für Charisma und Lehramt (157). Ökumenisch mag sogar gelten, dass man die evangelische Kirche als eine Kirche der Freiheit von der Bevormundung durch die Kirche ansehen kann (152). Die Kirche muss die Zeichen der Zeit in der Kommunikation mit der Welt erkennen (169). „Es gibt eine Weise, die Kontinuität zu betonen, die blind macht für die Zeichen der Zeit. Die Einheit der Kirche [...] gründet nicht in der widerspruchsfreien Zuordnung von Texten zueinander, sondern in der lebendigen Gegenwart des Auferstandenen in seiner Kirche, und in seinem Geist, der aus den Ereignissen der Gegenwart nicht nur zu Einzelnen, sondern zu der Kirche als ganzer spricht. Das jedenfalls gehört zum katholischen Kirchenverständnis dazu“ (174). Weder ist der Hinweis auf Mängel in der Kirche Nestbeschmutzung, noch ist der Hinweis auf den Schatz des Glaubens Imagepflege (186). Deshalb beginnt für den Autor Katholischsein in der Krise „mit der Übung der Dankbarkeit: Ich gebe mich also an die Orte, in denen ich den Schätzen der Kirche begegne: insbesondere Menschen, die nach Gott fragen und suchen“ (186).

Dieses Buch musste geschrieben werden, und es ist allen zu empfehlen, die der Kirche verbunden sein wollen und nach den notwendigen Reformen fragen. Es bringt die gegenwärtigen Hauptprobleme der Kirche auf den Punkt. Der Autor spricht mit einem Freimut, der seiner Glaubensüberzeugung entspricht. Seinen Grundaussagen kann ich nur zustimmen.

P. KNAUER SJ

BERNDT, SEBASTIAN, *Gott haßt die Jünger der Lüge*. Ein Versuch über Metal und Christentum: Metal als gesellschaftliches Zeitphänomen mit ethischen und religiösen Implikationen. Hamburg: tredition 2012. 361 S./Ill., ISBN 978-3-8472-7090-4.

Es ist nicht weiter verwunderlich, dass die Erfurter Dissertationsschrift von Sebastian Berndt (= B.) lange keinen Rezensenten gefunden hat. Selbst der Autor rechnet anscheinend mit dem Unverständnis der Fachwelt und gibt im Klappentext eine Empfehlung zur Aufstellung innerhalb der Bibliotheken – scheint es sich doch beim Thema „Metal“ um ein Jugendphänomen zu handeln, das abgelegt wird, sobald sich die Adoleszenz durchgesetzt hat. Außerdem existiert eine Fülle von Literatur zum Thema des Bösen in dieser Musikrichtung. B. tritt diesen Vorurteilen jedoch energisch (und – so viel sei vorweggenommen – zu Recht) entgegen: Zum einen strotzt die sog. Literatur von Vorurteilen und Unkenntnis (31 f.), zum anderen ist das Phänomen „Metal“ durch das Wacken-Open-Air-Festival, das größte Metalfestival der Welt mit über 75.000 Besuchern, bereits ein Thema für die Kulturkanäle des öffentlich-rechtlichen Fernsehens wie für die Feuilletons der großen Tageszeitungen. Höchste Zeit also, sich ernsthaft mit diesem Thema auseinanderzusetzen, auch wenn, so muss B. zugeben, sich weder Christen noch Metaller an einer detaillierten und differenzierten Auseinandersetzung interessiert zeigen (23). B. leistet diese Auseinandersetzung bewusst aus der jeweiligen Innenperspektive, d. h., er selbst ist Teil der Metalszene (33) und zudem katholischer Theologe. Für ihn gilt es, Metal als Zeitphänomen wahrzunehmen und über die Auseinandersetzung mit der „Szene“ zu einem „tieferen Verständnis für das Eigene, Christliche“ zu gelangen (40).

In einem ersten großen Teil arbeitet sich B. daher an den Klischees gegenüber Metal ab: Satanismus, Neuheidentum, Rechtsextremismus, Gewalt und Drogenkonsum sind die großen Themen. B. definiert den „Satanismus“ der Szene wohl völlig richtig nicht als „theologischen“ Satanismus, sondern als „ästhetischen, als Befreiung des Individuums von allen Herrschaftszwängen und Abhängigkeiten“ (z. B. 134 f.). Auf dieser definitorischen Basis kann B. sogar ein bestimmtes Ethos des Metallers herausarbeiten, zu dessen Werten etwa Authentizität, Ehrlichkeit, Solidarität und Loyalität gehören (259) – Werte also, die durchaus christlich interpretiert werden könnten. Allerdings, so muss B. ein-